

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 234.

Donnerstag, 7. Oktober.

1916.

(8. Fortsetzung.)

S. M. S. Grille!

[Nachdruck verboten.]

Roman von Otto Eister.

Doch nun genug von mir! Meine Gedanken werden auf meiner weiten Fahrt trotz des vielen Neuen, das sich meinen Augen bieten wird, oft in dem freundlichen Rodowitz bei Dir, meiner liebsten Freundin, und bei Deiner lieben, guten Mama weilen. Ich sehe die Wälder und Felder, die Wiesen und Gärten in tiefen Schnee begraben; ich höre das Lied des Windes, der in den Bäumen flüstert, und ich sehe Dich und Deine Mama still und behaglich am Kaminfeuer sitzen, mit einem guten Buch oder einer Handarbeit beschäftigt. Ich fühle die Wärme der Heimat mich lieblosend umfassen und leise steigt der Wunsch in mir empor, bei Euch sein zu können in der Stille, in der traulichen Einsamkeit des nordischen Winters. Das kennt man hier draußen nicht! Da flutet das Leben hastig und in bunten Gestalten vorüber — da kennt man keine Stille, keine Behaglichkeit, da reißt das Leben einen vorwärts, einem unbekannten Ziel entgegen. Hier gibt es keine verschneiten Felder, keine still träumenden Tannenzwälder, keine leise unter der Eisdecke murmelnden Bäche — hier blühen die Felder und Wiesen unter sengender Sonne, hier rascheln die Palmen im heißen Winde, hier spannt sich der Himmel wolkenrein über der Erde, und das Meer singt brausend und rauschend seine ewigen Melodien.

Schön ist die Welt hier draußen, Wera, und doch träumt die Seele von einer stillen, traulichen Heimat im nordischen Winter. —

Die Glocke ruft zum Diner — ich muß mich noch umkleiden. Drum Lebewohl für heute, liebste Wera; ich werde ein Tagebuch auf der Reise führen und es Dir zuschicken, daß Du mich in Gedanken begleiten kannst auf meiner Fahrt in die weite, schöne Welt.

Grüße Deine Mutter, herzlichst von mir und sei selbst innigst geküßt und begrüßt von Deiner treuesten Freundin Käthe.

Fred Schuhmacher, der Vertreter des großen Export-Hauses Petersen u. Sohn in Hamburg, erwartete seine Schwester im Speisesaal. Er war ein schlank und straff gewachsener Mann von dreißig Jahren mit glatt rasiertem, scharf markiertem Gesicht und klugen grauen Augen. Die Ähnlichkeit zwischen ihm und seiner Schwester war unverkennbar; auch die stolze Haltung war beiden gemeinsam, nur war der Blick seiner grauen Augen kälter und schärfer als der ihrer schönen blauen Augen, die oft so unendlich weich und träumerisch in die Ferne sehen konnten. Wenn Käthe die langen Wimpern der Augen aufschlug, glaubte man, der tiefblaue, sonnendurchstrahlte Junihimmel öffne sich, während des Bruders graues Auge scharf und hell wie geschliffener Stahl glänzte.

Sein jahrelanger Aufenthalt in England und Ostasien hatte seinem Äußern sowie seinem ganzen Wesen einen englischen Anstrich verliehen, ohne daß er jedoch im Innern sein Deutschtum verleugnet hätte. Im Gegenteil, er betrachtete sich gleichsam als Soldat in dem kommerziellen Wettkampf, den beide große Nationen miteinander austräfen, und freute sich über jeden

Sieg, den deutsche Tatkraft, deutscher Fleiß in diesem friedlichen Wettstreit errangen.

„In Ostasien gibt es für uns Deutsche noch viel zu tun“, pflegte er zu sagen. „Da haben vor der Hand die Engländer noch die Führung; aber wir sprechen doch auch schon ein gewichtiges Wort mit, und wir werden unseren Platz an der Sonne schon behaupten. Wo der Deutsche einmal festen Fuß gefaßt hat, da läßt er sich nicht wieder verdrängen. Also nur vorwärts mit frischem Mut!“

Er begrüßte die Schwester mit freundlichem Nicken.

„Nun, Kleine“, sagte er, „hast du dich in dem alten Nest umgesehen? Warst du auf dem Campo Santo?“

„Ja, Fred, und in der Kathedrale San Lorenzo und auf der herrlichen Promenade Acqua Sola — es war alles wunderschön und ich bedauerte nur, daß du mich nicht begleitet hast.“

Fred lachte.

„Nein, Kleine, dazu habe ich keine Zeit. Ich habe mir unterdessen die großen Spinnereien und Webereien und die Seidenfabriken angesehen, das sind Wunderwerke der Neuzeit, die sich allerdings mit der Schönheit der alten nicht messen können. Aber du wirst noch genug des Schönen auf unserer Reise zu sehen bekommen, und ich verspreche dir, mich dann ganz deiner Schönheitssuche zu widmen. Und nun nimm Platz — ich habe uns ein kleines Diner zusammengestellt, das hoffentlich deinem Geschmack behagt.“

Am anderen Morgen schifften sie sich auf der „Vorussia“ ein, und dann begann die Fahrt in das Wunderland des Südens und des fernen Ostens, das Käthes Augen immer größer und erstaunter dreinschaute. Neapel mit seinem schimmernden Golf und dem in Rauch gehüllten Vesuv glitt wie ein herrliches Traumbild vorüber; an die Irrfahrten des göttlichen Dulders Odysseus erinnerte die Sphla und Charybdis der Straße von Messina, an dem öden Malta mit seinen Schanzen und schweren Geschützen dampfte die „Vorussia“ vorüber, um im Hafen von Port Said für einen Tag Anker zu werfen.

Die bunte Welt des Orients umfängt hier bereits die Reisenden. „Wie wär's, Kleine“, frug Fred lächelnd, „wenn wir einen Ausflug nach Kairo und den Pyramiden machten? Wir erreichen den Dampfer dann wieder in Sues.“

Freudig stimmt Käthe zu. Die Eisenbahn bringt sie nach Kairo. Sie wanderten durch das sinnverwirrende bunte Straßengewimmel der Stadt, in dem sich alle Menschenrassen, alle Nationen Rendezvous zu geben scheinen, und dann geht es hinaus in die Wüste, um sich in den Anblick der Pyramiden, diesen vieltausendjährigen Zeugen einer längst untergegangenen Welt, zu versenken. Wie die Abendsonne mit Purpurglut auf den gigantischen Grabmälern längst verstorbener Königsgelechter ruht, wie sie mit ihrem goldigen Glanz die Wüste überstrahlt, wie die Palmen in der heißen Luft heimlich zu erheben scheinen, wie die Raqq-

wane der hochbeinigen Kamele, von weiß samthüllten Arabern ruhig und würdevoll begleitet, wie ein Traum-
bild das endlos schimmernde Sandmeer durchzieht —
diese Bilder einer fremden, von Ruhe und Stille er-
füllten Welt wird Käthe nie vergessen.

Nur einmal wird sie an die ferne Heimat gemahnt,
daß ihr Herz in unwillkürlichem Schreck erzittert.

Als sie vor Shepheard's Hotel in Kairo sitzen, um
eine Tasse Kaffee zu trinken, kommt die Stufen zur
Veranda herauf die hohe, kräftige Gestalt eines Herrn
in leichtem Sommeranzug, das Gesicht von einem brei-
ten Panamahut beschattet. Er sieht sich Gott sei Dank
nicht um, er erkennt sie nicht, er geht auf das Haus zu.

„Du siehst ja ganz blaß aus, Kleine?“ fragte Fred be-
sorgt. „Ist dir nicht wohl?“

„Laß uns abreisen, Fred — dieses Treiben hier be-
täubt mich . . .“

„Mir ist es recht. — Doch sieh' jenen Herrn! Eine
prächtige Gestalt — gewiß ein deutscher Offizier . . .
ich möchte ihn anreden . . .“

„Nein, nein, Fred! Ich bitte dich . . .“

„Mein Gott, was hast du? — Kennst du etwa den
Herrn?“

„Ich lernte ihn in Kadowitz kennen — ein Baron
von Reithardt — ich möchte nicht, daß er mich hier sähe.“

„Nun, wie du willst. — Also wir reisen noch heute.“

„Ja, ich bitte darum . . .“

Sie eilt, daß sie zum Bahnhof kommen. Sie sitzt
blaß und still in der Ecke des Coupés, aber ihre Ge-
danken fliegen doch aus diesem sonnendurchglühten
Wunderland, das der Atem von Jahrtausenden zu
durchwehen scheint, zurück nach dem Norden, nach den
stillen Wäldern, die jetzt im Mantel von Eis und Schnee
erstarrt dastehen, nach dem traulichen Nist an dem
lodernden Kamin, dessen Knistern heimliche Märchen
erzählt, und unwillkürlich schleicht sich inmitten dieser
Wunderwelt die Sehnsucht in ihr Herz.

Doch weiter geht die Fahrt! Durch den öden Sues-
kanal, vorüber an seinen kahlen, sandigen Ufern, die
sich endlos zu beiden Seiten ausdehnen, vorüber an dem
Denkmal seines kühnen Erbauers, hinaus in das Rote
Meer, in dem dem Reisenden der heiße Atem des Südens
glühend, drückend und schwül entgegenhaucht, so daß es
in den Kabinen nicht mehr auszuhalten ist und man er-
mattet in den Liegestühlen auf dem Deck ruht. Doch da
taucht in der Ferne der gottgeweihte Berg, der Sinai,
empor. Wie drei zum Schwur erhobene Finger, so reckt
er seine drei Felsenzacken empor, ein Denkmal des
Volkes, das einst zu seinen Füßen um das goldene Kalb
tanzte, während sein Führer auf dem Gipfel des Berges
mit Gott Zwiegespräche hielt.

Welche Gefühle! Welche Träume! Welche Erinne-
rungen! — Vorbeil Vorbeil! Rastlos wirbelt die
Schraube und zermöht die blauen Fluten des Meeres
zu schneeigem Schaum! Rastlos leucht und stampft die
Maschine, und vorüber gleiten die Ufer, die Städte und
die armeligen Dörfer. Dort Berim am Ausgang des
Roten Meeres, dort Sokotra, das wie ein Schilderhaus
vor dem Golf von Aden steht, dort das verkehrsreiche
Aden selbst, und jetzt öffnet sich der grenzenlose, gewal-
tige Indische Ozean, über dem die Sonne des Äquators
glühend ruht und nur zuweilen der Monsun kühlend
hinwegstreicht. Elektrische Ventilatoren fächeln kühlen-
den Zug in die unteren Räume des Schiffes; in den
Speisekassen weht ein Riesenfächer hin und her, und doch
liegt erschöpfende Müde über allem Leben.

Aber Käthe kann sich nicht satt sehen an den Wun-
dern der neuen, fremden Welt. Auf dem Oberdeck unter
dem schattenspendenden Sonnensegel ist ihr Platz; sie
beobachtet staunend den Flug der fliegenden Fische, die
silberblitzend über dem Wasser dahingleiten, sie sieht den
gefrägigen Gaisfisch dem Dampfer folgen, und lauscht
den Geschichten und Märchen der Schiffsoffiziere und
Matrosen. Ihre schönste Zeit ist aber der Abend, wenn
eine kühnende Brise das Meer kräuselt, wenn mit un-
gleichlicher Pracht die Sonne in die Fluten versinkt, der
Himmel und das Meer in stets wechselndem Farbens

spiel aufgehen und endlich am dunklen Nachthimmel
die Sterne leuchtend und schimmernd hervortreten. Dann
sitzt sie bis tief in die Nacht hinein am Oberdeck, staunt
hinunter in das zauberhaft schöne Meerleuchten und er-
hebt den Blick zu den Sternen, mit sehrenden Augen
das „südliche Kreuz“ suchend. Und dann denkt sie, daß
jetzt am nordischen Winterhimmel der „Orion“ erscheint
und der „große Wagen“ seine stille Bahn zieht, und aus
all der schimmernden Herrlichkeit der lauen Tropen-
nacht fliegen die Gedanken heimwärts.

Zwölf Tage dauert die Fahrt von Sues — dann
winken die Palmen Ceylons herüber und die Kuppeln
der Buddhatemple von Colombo ragen zum blauen
Himmel empor, zum Zeichen, daß hier eine neue Welt
der Wunder beginnt. Und Batavia, Penang und
Singapore, die Löwenstadt, gleiten vorüber; hier wen-
det sich der Kurs des Dampfers nach Norden und nach
einigen Tagen ankert die „Borussia“ in einem der
schönsten Häfen der Welt, in Hongkong. Nach kurzem
Aufenthalt geht die Fahrt weiter und nach drei Tagen
öffnet sich die breite Mündung des Jangtse-Flusses,
Schanghai, das New York des Ostens, ist erreicht.

In den ersten Tagen ist Käthe wie betäubt von all
dem Neuen und Seltsamen, was sie umgibt. Fred
zeigt ihr die Sehenswürdigkeit der Stadt; in dem
prächtigen Gebäude des deutschen Klubs an der berühm-
ten Hafenstraße, dem „Bund“, dieser Schlagader des ge-
schäftlichen und gesellschaftlichen Verkehrs, dinieren sie,
aber Käthe kann den Blick nicht abwenden von dem
Getriebe der Straße, wo in lausendem Trab die mit den
kleinen asiatischen Pferden bespannten Wagen vorüber-
fahren, wo die von chinesischen Kulis gezogenen Rick-
shas sich in Massen durch das Gewühl schlängeln, Autos
tuten, Lastträger schreien und ihre seltsame, eintönige
Melodie singen. Dazwischen aber dröhnt mächtig der
durchdringende Ton der Dampfpfeife eines abfahrenden
Ozeandampfers.

Da geht es durch die Nanjing Road, die große Ge-
schäfts- und Verbindungsstraße, nach dem vornehmen
Westen, aus dem Gewühl der „City“ mit ihren hohen
Kaufmannshäusern in die stillere, gartenartige Villen-
stadt. Im anmutigen englischen Landhausstil sind die
Villen gebaut. Hier liegt auch die kleine Villa Freds
in einem hübschen Garten, und aufatmend betritt Käthe
die schattigen, kühlen Zimmer, in denen sie nun als
Herrin herrschen soll. Mehrere chinesische Diener be-
grißen sie ehrfurchtsvoll, der „Bon“, der erste der
Diener, dem das ganze Hauswesen untersteht, der für
alles verantwortlich ist, der Koch und der Kuli für die
groben Hausarbeiten, ein chinesisches Mädchen kühlt den
Saum ihres Kleides.

„So viel Dienerschaft hab' ich noch nie um mich ge-
habt, Fred“, sagte sie lachend. „Ich komme mir sehr
vornehm vor.“

„Du wirst dich schon daran gewöhnen“, meint Fred
lächelnd. „Die europäischen Frauen arbeiten hier nicht.“

„Einen solchen Haushalt laß ich mir gefallen“, lacht
Käthe. — Bald fühlt sie sich heimisch in der anfangs so
fremdartigen Umgebung. Freds Villa und Garten sind
reizend, sie trifft freundliche Menschen, deutsche Frauen
und Mädchen, denn hier in dem fernen Lande umringt
sie ein deutsches Gemeinwesen; im deutschen Klub fin-
det sie liebenswürdige Gesellschaft, im gastlichen Hause
des deutschen Pfarrers und des Professors Erwald, der
Leiter des deutschen Hospitals, freundliche Aufnahme,
und in der deutschen Kirche lauscht sie Sonntags an-
dachtsvoll der deutschen Predigt, deren fromme Worte
so viel tiefer ihr Herz berühren hier in der Fremde, als
daheim in der gewohnten Umgebung.

In der Ferne und doch daheim — denn das Haus
ihres Bruders ist ganz nach deutschem Geschmack ein-
gerichtet und heimelt sie an, und deutsche Landsleute be-
grißen sie und strecken ihr freundschaftlich die Hände
entgegen.

Und das Heimweh schweigt allmählich und pocht nur
noch zuweilen mit leisem Finger an ihr Herz.

(Fortsetzung folgt.)

Alte stille Gärten.

Von H. Kaulig-Riedel (Trier).

Ins Domviertel, dort wo hohe alte, moosbeschlagnene Mauern die Amtswohnungen oder „Kurien“ der Domgeistlichen einzäunen, steht der Fremde oder Spaziergänger nur selten seinen Fuß. Die schmalen Gäßchen hier im Herzen der Altstadt von Trier liegen abseits vom Verkehrsstrom und fast vergessen von denen, die hier nicht zu Hause sind. Diese stille Welt hat ihre lieben kleinen Wunder, ihre heimlichen Reize und ihre uralte hochbedeutende Geschichte. Einst schlossen mächtige Beringmauern das ganze Kurienviertel von der übrigen Stadt ab, so daß die geistlichen Bewohner nicht bloß weltlich, sondern auch räumlich von den übrigen Menschen getrennt waren. Der Dombezirk hatte seine Gerichtsbarkeit, und gelang es einem fliehenden Verbrecher, in die „Domfreiheit“ zu kommen, entging er seiner Strafe.

Über die hohen Mauern ragen schiefergraue Dachfirste und hübsch geformte Häusergiebel, an denen meist üppig wucherndes Rankwerk hochklettert. Das Schönste aber und Überraschendste hier sind die Gärten der Domfreiheit, Gärten, von denen Märchendichter träumen und die poesiebegabte Gemüter besingen möchten, wo die Farren wie kleine Wälder im Mauer Schatten stehen, und die Hagrosen zu Büschen und Geden die Gänge säumen, hundertjährige edle Weinstöcke lange Laubenwege überklettern, und der Buchsbaum um Beete grünt, in denen schier tausenderlei Blumen blühen, so buntern wie Künstlerphantasien. Des Schauens und Bewunderns wird der Naturfreund hier nicht müde, und darf er gar tiefer in einen dieser alten, wunderbar stillen Gärten treten, dann ist's ihm, als schreite er durch ein Stück altväterlicher Vergangenheit. Hat doch jeder dieser Kuriengärten einst mehr oder weniger berühmte oder bedeutende Bewohner und Gäste gehabt: Geistliche, die in der kurfürstlichen Zeit ihre bedeutsame Rolle geführt und in stillem Fleiß an Lebenswerken schrieben, aus denen noch heute die Forscher ihr Bestes schöpfen. Große Männer, Fürsten, Könige, die das kurfürstliche Trier besuchten, haben sich schon an der unvergänglichen Schönheit dieser alten Gärten erfreut.

Einst war auch Goethe Gast in einer der stattlichsten Domkurien, bei einem Kanonikus, der ihn und seine „kompendiöse Equipage freundlich und bequemlich“ aufgenommen hatte. Die Domkurie, in der Goethe kurze Zeit gewohnt hat — im Jahre 1792 —, führt im Volksmund den Namen „geele Wog“, wegen ihres gelb angestrichenen und merkwürdigen Torbogens. Das enge, zu beiden Seiten von hohen Gartenmauern eingeschlossene Gäßchen, an das der Garten der geele Wog grenzt, heißt „Sieh an dich“ (Sieh um dich), das war ein Warnungsruf eines Fliehenden, dem die Gäßchen auf den Fersen saßen. Die alte Inschrift ist übrigens die älteste schriftlich erhaltene Straßenbezeichnung der Rheinlande und reicht bis ins 15. Jahrhundert zurück. Prächtige, hundertjährige Nußbäume strecken aus den Gärten ihre Zweige über das Gäßchen. In heiterer und angeregter Unterhaltung ist der Dichter einst mit seinen neu gewonnenen Freunden durch diesen hübsch angelegten und sorgsam gepflegten Garten gewandelt, in dessen abgelegene Stille nicht der Kriegstrubel, nicht die Egenen all des Kriegeselends drangen, von denen die Moselstadt im ersten Revolutionskriege Frankreichs in schauriger Weise angefüllt war. Dieser Garten in der Domfreiheit ist außerhalb des Mosellandes zwar zu keiner literarischen oder geschichtlichen Gedächtnisstätte geworden, zu dem Dichtersfreunde hinpilgern, wie etwa in den Weimarer oder Jlmener Garten —, und doch spielt auch er eine Rolle in der Erinnerung des Dichters. Goethe, der schwärmende Gartenfreund, hat auch diesen alten, märchenhaften Kuriengarten zu Trier lieb gewonnen, und noch dreißig Jahre später erinnerte er sich seiner in den freundlichsten Bildern.

Jetzt zieht der Herbst, zwar noch so leicht und vorsichtig, als wolle er den Sommerfreunden nicht allzu wehe tun, in die Kuriengärten. Nun bezaubern sie fast noch mehr, nun sind sie noch traumhafter und stiller als im Frühjahr und Sommer. Astern, Georginen, Malven, Sonnenblumen, Königskerzen und viele, viele Rosen glühen unterm matten Sonnenchein; an den Obstbäumen hängen reife köstliche Früchte, in dem roten und gelblich fahlen Laub der Weinlauben schimmern Trauben, die and schwer. Der Baumgast hat selbst seine Herzenfreude daran . . . Da knarrt im menschenleeren

Gäßchen eine Mauerpfote, Stimmen schallen plötzlich durch die Stille, langsame, gedämpfte und feierliche, dann heiße zitternde Segenswünsche. Unter dem Torkeuz einer Gartenmauer steht eine hohe würdige Greisengestalt im geistlichen Gewande. Davor ein junger Mann in Feldgrau; ein durchgeistes, erwartungsvolles Antlitz neigt sich unter der segnenden Hand des Alten, sein Begleiter im schwarzen Gewand trägt das violett seidengefärbte Kreuz auf der Armbinde. Zwei, die aus dieser weltfernen seltsamen Ruhe hinaus in den großen Kampf ziehen . . .

22 = Bunte Welt. = 22

Aus der Kriegszeit.

Ein französisches Schlachtfeld aus den Vogesen. Das folgende plastische Kampfbild aus den Vogesen sendet der Kriegsberichterstatler des „Temps“ seinem Blatte: „Wir verließen die Autos, ließen den langsamen Maultierzug mit Gepäc und Waffen auf der Straße und kletterten zu der Höhe empor, von der aus man einen Blick über das Schlachtfeld zu gewinnen vermag. Die letzten 50 Meter waren steil und nur schwer gangbar — doch dann, welch ein Anblick! Versteckt hinter Baumstämmen und dichten Geden sahen wir hinab, still, ohne uns zu rühren, denn die gewaltigen deutschen Batterien donnerten nur 800 Meter von uns entfernt. Vor uns bot sich ein ungeheures und schreckeneinflößendes Bild: die Ebene, um und um gepflügt vom Kampf, chaotische Vertiefungen, Gräben und Wälle, die von Geschoszerplosionen aufgewühlten Erdrichter und Sandhaufen, zerstörte Dörfer, abgebrannte Gehöfte, gesplattene Gebäude, Ruinen, die nur zur Hälfte uns, zur Hälfte dem Feinde gehören. Und überall lauert der Tod, überall Batterien schwerer Kanonen, Sprengapparate, Minenwerfer. Und da und dort, allenthalben auf dem durchfurchten Erdreich die Leichen Gefallener. Und trotzdem scheint dieses ganze ausgedehnte Gebiet von hier aus tot, vollkommen tot. Kein Mann, kein Ochsengepann ist zu erblicken, kein Hund, kein Schaf. Nichts bewegt sich, nichts erscheint. Im Hintergrund zerstörte Dörfer, mehr vorne die Feuerlinien der Deutschen. Wie könnte man diese Schützengräben ganz deutlich schildern? Hunderte schmaler und tiefer Linien sind es, umrahmt von zwei roten Streifen, — dem zum Schutze aufgeworfenen eisenhaltigen Erdreich. Diese Linien, die sich kreuzen, verdoppeln, sich miteinander vermengen, ineinander münden oder sich unterhöhlen, bilden ein ungeheures labyrinthisches Feld. Hier und dort dringen vielfarbige Wöllchen gleichsam aus dem Boden selbst hervor. Stumm überblicken wir dieses Schlachtfeld, wir vernehmen den tief brummenden Widerhall der schweren Schüsse, wir hören hartes Knallen und trodenes Gewehrfeuer, Erplosionen und das Pfeifen der Granaten. Manchmal wieder breitet sich plötzlich eine vollkommene Stille aus, eine atemlose Stille, die noch erschreckender wirkt als der wilde Lärm der Artillerie. Und plötzlich, während eines solchen Augenblicks der Ruhe, stieß mich mein Begleiter mit den Worten an: „Hören Sie . . . Hören Sie, ein Vogel singt . . . Und wahrhaftig, das leise Tönen, das wir als einziges Geräusch vernahmen, war der Sang eines Vogels. Ein leichter, heller, herzensfroher Sang, der die Stimmen des Todes abtöte. Ganz nahe bei uns, auf einem zerplitterten Baumstumpf, sah ein Fink und pfiff unbekümmert sein Lied . . .“

Die Jagd unserer U-Boote schildert ein Fachmann, der offenbar die aufregenden Minuten des Kampfes vielfach selbst durchlebt hat, in dem neuesten Hefte von Velsagen und Klafings Monatsheften in anschaulicher Weise. Das Bauern auf Route stellt an die Nerven von Führer und Mannschaft die höchsten Anforderungen. „Endlich ein Gegner! — Gel-wild! — Bester Art! Höchste Fahrt läuft der Feind, man sieht es durch das Sehrohr deutlich an der Bugwelle, oder sollte etwa die Bugwelle von einem geschickten Dekorationsmaler mit schwerem Spatel in weißer Farbe auf den Bug künstlich aufgetragen sein und nur Geschwindigkeit vortäuschen? Das Auge nur wenige Dezimeter über der endlosen auf- und abwogenden Wasserfläche. Der Kurs des Gegners liegt gutz der beste Tiefenfeurer ist am Ruder, alles auf den Gefechtsstationen. Alle Rohre klar zum Schuß, so leicht den Boot unter Wasser. Der Gegner scheint etwas zu ahnen, er läuft wirklich hohe Fahrt und steuert nicht geradeaus, sondern Zickzackweise, um die gefährlich dünnende Stelle zu passieren. Das

U-Boot verschwindet völlig, nichts, nicht einmal das Sehrohr ist über Wasser, nur in gewissen Zeitabständen für Sekunden taucht das Sehrohr auf: der Feind kommt gut! Der äußerst komplizierte Zielapparat wird eingestellt, jedes einzelne kurze Auftauchen des Sehrohrs bildet eine Kontrolle, gibt eine kleine Verbesserung. Im Boot eifriges Schweigen, tiefste Stille, eine Stachnadel könnte man fallen hören. Auf dem großen Schiff ist die Hälfte der Besatzung auf Posten, viele Dutzend schärfster Doppelgläser, großer Entfernungsmessgeräte suchen die Wasseroberfläche ab. — Kräuselt sich die See etwa ungewöhnlich? Bricht ein weißes Schaumköpfchen vielleicht wie Brandung auf dem Rücken eines Untergetauchten? Zeigen Olfedee auf dem Wasser etwas Besonderes an? Nichts ist erkennbar! Auch hier tiefstes Schweigen. „Alle Rohre fertig!“ — „Sind fertig!“ Die Hand auf den Tastern der elektrischen Abzüge, das Auge fest ans Sehrohr gepeicht, den Atem anhalten. Höchste Spannung! Der erste, der zweite Kontaktknopf wird langsam heruntergedrückt, ein scharfer Knack, ein zweiter, läßt das Boot erschauern. — Zwei Torpedos laufen. Die andern bleiben als Reserve klar, doch werden die abgeschossenen Rohre sofort neu geladen. Plötzlich drüben auf dem Gegner Bewegung. Das Ruder fliegt herum, die Maschinen rasen mit äußerster Kraft; man hat zwei gerade Schaumstreifen, wie feine, helle Linien auf dem Wasser gesehen. Wird es gelingen auszuweichen? Die Geschütze krachen auf den Punkt, von dem die Schaumstreifen ausgegangen zu sein scheinen, doch ist dort nichts mehr zu sehen; das Boot ist spurlos untergetaucht, es braucht seinen Erfolg zunächst nicht zu schauen, sondern nur zu hören. Ein dumpfer Knack! — Getroffen! — Freudiger Stolz in den Gesichtern der U-Bootleute unter Wasser. — Eisernen Mienen auf dem getroffenen Schiff, denn dort beginnt der Kampf gegen das unerbittliche Element. — Noch ein Treffer gäbe hoffnungslos den Rest. Nur eine U-Bootsfischerung durch eigene Torpedoboote, die in fliegender Hast den Umkreis des schwergetroffenen Schiffes abjagen und jedes Auftauchen des Sehrohrs unmöglich machen, gibt neben eigener Lichtigkeit im Bedrohungsgebiet schwache Aussicht, das todtwunde Schiff schwimmfähig zu erhalten. Die Spannung im U-Boot ist gewichen. Ruhe, aber keine Erschlaffung tritt ein. Noch liegt viel Arbeit, noch der gefährliche Rückmarsch vor. Der Ernst des Berufes, die Schwere der Arbeit hält aber auch jetzt die Seele im Gleichgewicht. —

Im Lande der Trauer. Der nach Serbien entsandte Berichterstatter der „Gazette de Lausanne“ sendet seinem Blatte aus Kragujevac die folgende gutgelesene Schilderung: Feiertag in Kragujevac. In der Kirche beginnt nach dem üblichen Festgottesdienst das Gebet für den Sieg der Armeen der Alliierten. Es ist ein klarer, noch warmer Herbsttag, und das Gotteshaus überfüllt ist, wohnen viele Bauern und Bäuerinnen, die aus den umliegenden Dörfern kamen, dem Gottesdienst im Freien vor dem Tore bei. Hier steht man auch unter den Bäumen einige Militärs und Offiziere des Generalstabes. Die Glocken läuten; das Gebet ist beendet. Die Menge drängt aus der Kirche und verteilt sich in den Straßen des Städtchens. Nur selten sieht man eine der hübschen, vielfarbigen Trachten der Bäuerinnen. Die meisten Frauen haben zum Zeichen der Trauer ein schwarzes Tuch um den Kopf gebunden. Wahrhaftig, fast alle serbischen Frauen, aus der Stadt und vom Lande, haben einen Gefallenen zu betrauern. Es gibt nur wenige, denen die Balkankämpfe und der jetzige Krieg niemand geraubt haben. Es gibt sogar Familien, die vollkommen ausgelöscht wurden: so sah ich einen Alten, der seit Oktober 1912 sieben Söhne, vier Schwiegersöhne und zwei Töchter zu Grabe geleitet hat. Jetzt gündet er jeden Sonntag eine Kerze auf dem Grabe seines Jüngsten an, der — achtzehnjährig — im Krankenhaus von Kragujevac seinen Verwundungen erlegen ist. Das serbische Volk hat durch das Elend und die namenlose Trauer das Schweigen und das flagenlose Dulden gelernt. Während alle wehrfähigen Männer und Jünglinge im Felde stehen, arbeiten die Greise, Frauen und Kinder auf den Äckern. Diese Arbeit ist hart; ganz besonders hart, wenn vom Alter zitternde Greise, schwache Frauen und noch zarte Kinder sie bewältigen sollen. Die Armen, die vom Alter entkräftet oder infolge allzu großer Jugend noch nicht stark genug sind, sollen ausführen, was sonst die weisen Männer taten! Oft erblickt man ein

Ochsengepann, das von einem kaum acht Jahre alten Kind gelenkt wird, und einen Pflug, den ein gebrochener Greis oder ein mühsam leuchtendes Weib vorwärts schiebt. Wie viele Bauernhöfen gibt es, die nie mehr den Hausvater heimkehren sehen werden. Die Mütter sind allein mit den kleinen Kindern ihrem Schicksal überlassen. Eine Gede des serbischen Königreiches ist gänzlich zerstört und verödet: es ist die Matkova, die vor dem Kriege die „Vorratskammer Serbiens“ genannt wurde. Hier haben bereits zweimal während dieses Krieges die heftigsten Kämpfe stattgefunden; die vielen tausend Obstbäume, die die Quelle des ländlichen Bestandes waren, sind vernichtet. Ein Teil der Bewohner der Matkova, die all ihr Hab und Gut verloren haben, ist in die Ruinen des ehemaligen heimatischen Herdes zurückgekehrt. Diese Bauern, die ehemals die Reichsten in Serbien waren, sind jetzt die Armsten. Sie lagern zwischen den vom Feuer und Rauch geschwärzten Mauern und versuchen, die Felder neu anzubauen. Doch sie besitzen keine landwirtschaftlichen Werkzeuge und keinen Samen, und aus der vom Mute ihrer Väter, Söhne und Brüder gesättigten Erde sprießen nur Kornblumen und wilde Rohn. Und wenn der Abend kommt, vernimmt man das düstere „iach! iach! . . .“ der Mütter, die auf den Wiesen vor den Grabstätten kauern und die Gefallenen betrauern . . .

Das moderne Peking. Merkwürdige Dinge gehen nicht nur in der Politik in Peking vor. Die alte Stadt der Mandchukaiser will auch äußerlich als die junge Hauptstadt der neuen Republik erscheinen und legt ein modernes Gewand an, das ihr fürs erste noch etwas sonderbar anstehen mag, wie aus einer hübschen Schilderung im „Ostasiatischen Lloyd“ zu ersehen ist. Wer Peking noch vor etwa 10 Jahren gekannt hat, erkennt es heute nicht wieder, heißt es da. Damals war eine Fahrt vom Hotel du Nord, dem damals einzigen ausländischen Hotel der Stadt, nach dem Himmelstempel wegen der halbbrecherischen, von tiefen Röhren unterbrochenen Straßen ein kleines Wagnis, und man konnte glücklich sein, wenn man mit heißen Knöcheln wieder im Hotel eintraf. Schubkarren und wacklige Rikschas waren die einzigen Beförderungsmittel, deren sich z. B. der langjährige Vertreter des Geogolls in Peking, Sir Robert Vredon, bis zum Ende seiner Amtstätigkeit von wenig Sommerausflügen ausschließlich bediente. „Heute laufen auf den sauberen, wohlgepflegten Hauptstraßen elegante und flinke Automobile dahin und bequeme Landauer und gefällige Halbwagen ergänzen, nebst den mit Gummirädern versehenen niedrigen Rikschas das Peking-Strassenbild.“ Die Bettlerplage, in der Vorstellung weitester Kreise noch immer unzertrennbar verbunden mit den Städten des nahen wie des fernen Ostens, gehört ebenso wie die Schmutzplage, die einst jeden Aufenthalt in der Hauptstadt des Reiches der Mitte widerlich machte, wenigstens für die Hauptstraßen Pekings der Vergangenheit an. Denn das moderne Peking hat auch als ganz moderne Kulturreinigung — Arbeitshäuser geschaffen! . . . Seit kurzem gibt es auch einen Stadtpark, wo man allerdings für das Vergnügen, im Schatten schöner Bäume Kühlung zu finden, 10 Cents erlegen muß; das elegante Jung-China schätzt ihn besonders abends bei elektrischer Beleuchtung. Und nun wird auch Peking seine langersehnte Ringbahn erhalten, die freilich nicht voll ihrem Namen entsprechen wird. Aber das ist auch anderswo so und schadet weiter nichts. Rings außerhalb der Stadtmauer laufend wird sie den Kalganer Bahnhof mit der Peking-Mugdener Bahn am Shui-men verbinden. Die Bahn soll bereits Ende 1915 fertig sein, doch wachsen in China auch bei dem neuen Kurs Quansichais die Bäume nicht in den Himmel, und Gile mit Weile war stets ein chinesischer Grundbesitz, so wenig man sich dort sonst um Kaiser Augustus Devisen kümmert. Aus Verkehrsrücksichten muß auch das altberühmte Oben-men-Tor fallen, dessen Abbruch eine deutsche Firma gegen 180 000 Dollar übernommen hat. Schließlich wird Peking sich etwas leisten, wozu es noch nicht einmal Berlin gebracht hat: auf dem großen freien Plage nördlich des Himmelstempels soll ein Zentralsbahnhof für die Reichshauptstadt entstehen. . . . So ändert sich auch in Peking die Zeit, und die Tage sind nicht fern, wo der Fremdenführer die Reste von „Alt-Peking“ als schnell und schneller verschwindende Merkwürdigkeit notiert.